

Anni Dyck

LESE
PROBE

Wachsen im Schatten der Gnade

Meine ersten
vierzig Jahre

EDITION WORTSCHATZ



*Meinen drei Geschwistern
– Ruth, Bernd und Christel –
gewidmet*

*Das will ich mir schreiben in Herz und in Sinn
dass ich nicht für mich auf Erden bin,
dass ich die Liebe, von der ich leb',
liebend an andere weitergeb'.*

Anni Dyck

Wachsen im Schatten der Gnade

Meine ersten vierzig Jahre



EDITION WORTSCHATZ

Druck und Bindung des vorliegenden Buches erfolgten in Deutschland

Das verwendete Papier ist FSC-zertifiziert. Als unabhängige, gemeinnützige, nichtstaatliche Organisation hat sich der Forest Stewardship Council (FSC) die Förderung des verantwortungsvollen und nachhaltigen Umgangs mit den Wäldern der Welt zum Ziel gesetzt



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar

Bibelzitate, soweit nicht anders angegeben, wurden der Lutherbibel in der revidierten Fassung von 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung, entnommen. © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Umschlaggestaltung: Jörg Ehlerding, Kirchberg
Umschlagbilder: Corydalis-Cava-000088511525.jpg, Author: Denis Vesely; Brocken-Panorama-000013532099.jpg, Author: Andreas Weber; beide www.istockphoto.com
Satz und Herstellung: Edition Wortschatz

© 2016 Anni Dyck

Edition Wortschatz Schwarzenfeld
ISBN 978-3-943362-26-8, Bestell-Nummer 588 847

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Autorin

www.edition-wortschatz.de

EDITION WORTSCHATZ



Inhalt

Vorwort.....	9
I. Das Opfer (1919).....	11
II. Der Garten (1933–44)	13
<i>Krankheitsschatten</i>	<i>15</i>
<i>Gründonnerstag.....</i>	<i>16</i>
<i>Auf der Hausschwelle</i>	<i>17</i>
<i>Verspäteter Schulbeginn</i>	<i>18</i>
<i>Mutters Bücher.....</i>	<i>20</i>
<i>Das wichtigste Buch.....</i>	<i>21</i>
<i>Der Sonntag</i>	<i>23</i>
<i>Gäste</i>	<i>24</i>
<i>General Benua.....</i>	<i>25</i>
<i>»Mutti, sind wir reich?«</i>	<i>26</i>
<i>Unser Wald.....</i>	<i>28</i>
<i>Noch einmal krank in Halle.....</i>	<i>29</i>
III. Wurzeln im Felsen (1944–49)	33
<i>Die Bibel beginnt zu sprechen.....</i>	<i>33</i>
<i>Der Krieg ist zu Ende</i>	<i>34</i>
<i>Weltweite Gebetswoche der Evangelischen Allianz</i>	<i>36</i>
<i>Und plötzlich sind wir Flüchtlinge</i>	<i>37</i>

<i>»Im Feld geborgen«</i>	39
<i>Neues Zuhause im »heiligen Korntal«</i>	42
<i>Der Felsen zog mit</i>	45
IV. Kinder oder Bücher? (1949–56)	49
<i>Schulmüde</i>	49
<i>Berchtesgaden</i>	50
<i>Niendorf an der Ostsee</i>	51
<i>Hirschegg im Kleinen Walsertal</i>	54
<i>Fröbelseminar Stuttgart</i>	55
<i>Heilbronn – die Berufung</i>	57
<i>Bad Dürkheim</i>	61
<i>Goshen College – Bethel College</i>	63
V. Kinder und Bücher (1956–67)	67
<i>Starenstraße 41</i>	68
<i>Die Agape-Serie</i>	69
<i>»... als dass er treu erfunden wird!«</i>	71
<i>Jahresrhythmus</i>	72
<i>Kinderfreizeiten in Siedlungsgemeinden</i>	73
<i>Flugsamen</i>	75
<i>Kinderfreizeiten auf dem Liebenstein</i>	76
<i>Kinderfreizeiten in Bayern</i>	79
<i>Diskussion in Basel</i>	81
<i>Kinderfreizeiten in Berlin</i>	82
<i>Pionierfreizeit in Bowil im Emmental</i>	86
VI. Hilf mir ja sagen (1967)	89
<i>Unruhe</i>	89

<i>Auf der Spur</i>	92
<i>Amsterdam</i>	93
<i>»Hilf mir ja sagen«</i>	96
<i>Klausur in Dassel</i>	99
VII. Neue Horizonte (1968–71)	103
<i>Reise nach Indonesien</i>	103
<i>Besuch in Batu, Ostjava</i>	107
<i>Abschied von Basel</i>	108
<i>Eine Planstelle für Kinderarbeit</i>	109
<i>Missionskandidatin</i>	111
VIII. Aussendung nach Indonesien (1971)	117

Vorwort

Es gibt nur eine Gnade in dieser Welt, die barmherzige Gnade Gottes, des Allmächtigen. - Ich habe als Kind schon unter dem Schatten seiner Gnade gelebt. Das erzähle ich im ersten Kapitel „der Garten“, das wesentlich beiträgt zum Verstehen der weiteren Kapitel. Als ich heute morgen 1. Mose 2,4–15 las, machte Gottes Geist mich darauf aufmerksam, daß auch in unserem Garten ein »Baum des Lebens« – wie im Paradies – gestanden hat.

Die späteren Kapitel sprechen von der Leidenschaft, Kindern zu helfen, den Weg zu diesem „Baum des Lebens“ zu finden, einerlei wie das Haus und der Garten aussieht, in dem sie leben: ihre Villa, ihr Wohnhaus, ihre kleine Wohnung im Hinterhof, ihre Wüste, ihr Trümmerfeld...

Ich kann Kinder nicht in den behüteten Garten meiner Kindheit bringen, obwohl ich überzeugt bin, dass es das Menschenrecht jedes Kindes ist, in einer Umgebung aufzuwachsen, in der Erwachsene es liebhaben, Schlimmes von ihm fernhalten und ihm die Möglichkeit schaffen, an allem Guten zu »saugen«, bis es feste Speise verträgt und stark genug ist, Lasten zu tragen. Für einige Kinder können wir vielleicht die Umwelt verändern, für viele können wir es nicht. Aber wir alle können Kindern – sehr vielen Kindern in vielen Ländern und Kulturen – Wegweiser zu dem »Baum des Lebens« werden, der allen zugänglich auf dem Hügel Golgatha stand – dem Kreuz Jesu. Gott will, dass wir von

diesem »Baum« essen, satt werden und für immer leben. Jesus lädt uns ein: »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken...«

In der wärmenden Liebe Jesu, im Schatten seiner Gnade, können Kinder sich entfalten und sogar Kraft finden, ihre eigene Umwelt zu verändern. Davon schrieb ein zwölfjähriges Mädchen aus einem New Yorker Ghetto an ihren Pastor: »Ich gehe am Samstag zur Kinderstunde, um Pastor Bill Wilson zuzuhören, der uns das Wort Gottes sagt. Er lehrt uns, auf unsere Eltern zu hören, ihnen zu gehorchen, andere Menschen zu ehren und ihnen zu helfen. Ich liebe Pastor Bill, weil er mir Dinge beibringt, die für mich wichtig sind. Früher habe ich meine Mutter nicht geachtet, aber jetzt tue ich es. Danke, Pastor Bill.«

Es ist eine lohnende Lebensaufgabe, Kinder Gottes Wort zu lehren und ihnen den Weg zu Jesus zu zeigen, bei dem sie Leben und volles Genüge finden. Davon erzählt dieses Buch!

Anni Dyck

I. Das Opfer

(1919)

Die einundzwanzigjährige Seminaristin saß als eine unter anderen im Unterkurs der Frauenmissionschule Malche in Freienwalde an der Oder. Aber ihre Herkunft unterschied sie von den anderen »Schwestern«, wie die Seminaristinnen genannt wurden. Sie war erst vor kurzem mit Mutter und Geschwistern aus der Ukraine nach Deutschland gekommen, unter dem Schutz deutscher Soldaten, die 1918 aus Russland abgezogen wurden. Auf einer Zwischenstation in Danzig hatte sie während einer Evangelisationsversammlung ihr Leben Jesus Christus übergeben. Nun wollte sie sich in der Frauenbibelschule Malche ausbilden lassen mit dem Ziel, ihre Lehrgabe in den Dienst an Kindern zu stellen.

Da wurde sie ganz unerwartet in das Zimmer der Bibelhausmutter, Fräulein Jeanne Wasserzug, gerufen. »Schwester Lisa, wir haben eine dringende Anfrage des neu gegründeten Missionsbundes ›Licht im Osten‹ bekommen. Er bittet uns, ihm eine unserer Seminaristinnen, die Russisch spricht, als Sekretärin zu vermitteln. Wärst du bereit, diese Aufgabe zu übernehmen?«

Für die Seminaristin stürzt eine Welt zusammen. Sie bringt zunächst nur den einen Satz heraus: »Aber Mutter, ich hatte mich doch so auf die Arbeit mit Kindern gefreut!«.

»Wir haben außer dir aber niemanden, der Russisch spricht«, war die Antwort.

Im Herzen der Seminaristin wird es still. Jesus ist ihr Herr. Wenn dieser Auftrag von Ihm kommt...

So wurde Lisa Pauls Privatsekretärin von Pastor Walter L. Jack, dem Mitbegründer des Missionsbundes «Licht im Osten» in Wernigerode am Harz. Neun Jahre später heiratete sie einen Mitarbeiter dieses Werkes, den Missionssekretär Jacob Dyck, der wie sie aus den deutschen Mennonitensiedlungen in der Ukraine stammte. Das waren meine Eltern. Zwischen 1929–1936 wurden ihnen vier Kinder geschenkt: Ruth, Anni, Bernhard – den wir Bernd nannten – und Christa.

II. Der Garten

(1933–44)

1 931 wurde ich als zweite unter den Geschwistern geboren. Zwei Jahre später zogen meine Eltern von Wernigerode in den Vorort Hasserode um, in ein Haus, das sie für einen sehr günstigen Preis hatten mieten können – für dreizehn Jahre, so stand in dem Mietvertrag. Dieses Haus hatte einen sehr großen, weiträumigen Garten, der unser Kinderparadies wurde.



1936. Von links nach rechts: Anni, Ruth, Christa, Bernd.

Diesen Garten eroberte ich mir auf meine Weise, ich fiel ihm geradezu in die Arme! Erst zweijährig war ich wohl mitgestolpert, als meine Eltern und meine ältere Schwester sich das große Areal hinter unserem neugemieteten Haus ansahen. Als sie zum Schluss an die abschüssige Wiese kamen, die zu der Straße »An den langen Teichen« hin abfiel, muss ich mich selbständig gemacht haben. Vielleicht hatte mich das grüne Gras, das wie ein Meer vor uns lag, begeistert, und ich hatte mich hineingestürzt ohne zu beachten, wie abschüssig es war. Ich verlor das Gleichgewicht und kullerte Hals über Kopf die lange steile Wiese hinunter, bis ich unten in den Himbeersträuchern landete, recht verdutzt über die vielen Purzelbäume, die ich gemacht hatte!

Dieser Garten in Hasserode, ein Vorort von Wernigerode am Harz, hatte Raum für alles, was eine kinderreiche Familie brauchte, deren Einkommen an der unteren Grenze lag: Brachliegendes Land zum Anlegen von Gemüsebeeten, Obstbäumen und Beerensträuchern, die den Speisezettel bereicherten und halfen, Obstregale, Einmachgläser und Marmeladengläser für den Winter zu füllen.

Uns Kinder interessierte besonders der schöne Sandkasten, den Vater uns eingerichtet hatte und der unsere Spiel- und Gestaltungsbedürfnisse voll befriedigte. Noch recht klein schleppte ich manchmal meinen zwei Jahre jüngeren Bruder in seiner dicken Wolljacke mit und ließ ihn dann in eine Ecke des Sandkastens plumpsen, damit wir zusammen spielen konnten. Mutter konnte uns vom Küchenfenster aus beobachten.

Krankheitsschatten

Im Spätherbst 1937 stand Mutter wieder am Küchenfenster und sah den Gartenweg entlang, wie er rechts zum Sandkasten hin einbog. Sie erzählte mir später einmal, dass sie im Geist meinen Bruder gesehen habe, wie er nun mich an die Hand nahm und zum Sandkasten führte, damit ich mit ihm spielen konnte. Er führte mich; ich war blind!

Was war geschehen? Im Spätsommer 1937 hatten die Eltern beschlossen, dass Mutter mit uns vier Kindern und unserer Haushaltshilfe, unserer geliebten Tante Lilo, zur Erholung nach Hirschegg im Kleinen Walsertal fahren sollte. Mein Bruder und ich hatten im Winter zuvor immer wieder Fieberschübe gehabt, ohne dass eine Ursache gefunden werden konnte. Nun sollten wir uns alle in den Bergen erholen. Dort bekam ich im Herbst eine Augenentzündung, die dem Arzt im Nachbardorf zuerst nicht so gefährlich erschien, bis ich plötzlich gar nichts mehr sehen konnte. Der erschrockene Arzt schrieb auf der Stelle eine Überweisung in die Augenklinik nach Memmingen im Allgäu. Und als mir dort nicht geholfen werden konnte, brachte mich eine Bekannte direkt in die Universitäts-Augenklinik in Halle an der Saale. Dort arbeitete Mutters Schwester als Diakonisse. An dieser Klinik praktizierte der bekannte Augenarzt Professor Dr. Clausen. »Vierundzwanzig Stunden später hätte ich nicht mehr helfen können«, sagte er nach der ersten Untersuchung. (Seine eigene Frau war erblindet.) Eine verkapselte TBC der Bauchspeicheldrüse hatte sich im Körper verbreitet und war auf die Augen geschlagen.

Dies war der Anfang einer sechs Monate langen Krankheitszeit, die ich in verschiedenen Krankenhäusern verbrachte. Als das Augenlicht gerettet war, erkrankte ich gleichzeitig an

Masern und Scharlach. Weihnachten verbrachte ich also auf der Isolierstation in Halle, war aber schon munter genug, um mit Engelsflügeln im Bett zu sitzen und die vorübergehenden Schwestern und Ärzte mit dem Gedicht »Denkt euch, ich habe das Christkind gesehen« zu erfreuen. Sicher hat es mir eine Schwester während ihrer Freizeit beigebracht und sich gefreut, wie schnell ich es auswendig lernte!

Nachdem Scharlach und Masern überstanden waren, bekam ich eine schwere Tbc-Lymphdrüsenentzündung rechtsseitig am Hals, die mich an den Rand des Todes brachte. Und als diese überstanden war und ich im Frühjahr aus Halle in das Kreiskrankenhaus nach Wernigerode verlegt werden konnte, steckte ich mich auf der Kinderstation an Keuchhusten an. Bei ihrem nächsten Krankenbesuch fand Mutter mich nicht im Kinderkrankensaal. Sie wurde an die Isolierstation verwiesen und sah durch ein Glasfenster, wie ich ganz elend im Bett lag. Daraufhin berieten sich meine Eltern mit unserem Hausarzt Dr. Fischer, und mit seinem Einverständnis holten meine Eltern mich gegen den Willen des Krankenhausarztes nach Hause. »Sie sind für diesen Schritt selbst verantwortlich«, sagte er aufgebracht.

Zu Hause war unser so genanntes »Kleines Zimmer« zu ebener Erde schon zu einem Isolierzimmer umfunktioniert worden. Draußen kletterten meine Geschwister mit einigen Nachbarkindern auf einen Vorsprung an der Hauswand und guckten durchs Fenster zu mir herein. Hatten wir uns doch ein halbes Jahr lang nicht mehr gesehen!

Gründonnerstag

Es war Gründonnerstag, als ich heimkam. Am Abend, nachdem Mutter meine Geschwister zu Bett gebracht hatte, zog

sie sich ihre weiße Ärmelschürze an, die in meinem Zimmer an der Tür hing, und setzte sich an mein Bett. Aus einer bebilderten Kinderbibel las sie mir die Passionsgeschichte vor. Es ist die erste biblische Geschichte, an die ich mich bewusst erinnern kann. Ich konnte an jenem Abend das Leiden Jesu tief mitempfinden und musste sehr weinen.

Seit jenem Gründonnerstag war Jesus eine Wirklichkeit in meinem Leben. Gottes Liebe, die mich durch die monatelange Krankheitszeit begleitet hatte, die Gebete vieler, die mich besonders in der Zeit meiner Erblindung umgaben, und meine eigene Hilflosigkeit und Sehnsucht nach Geborgenheit in fremder Umgebung hatten in mir einen Landeplatz geschaffen, an dem Gott sich mir in der Gestalt Jesu Christi offenbaren konnte.

Sehr viel später, als ich mich immer aufs Neue mit der Frage der Kinderbekehrung auseinandersetzte, fiel mir jener Abend am Gründonnerstag wieder ein. Mutter fragte mich damals nicht, warum ich denn weinte oder ob ich Jesus in mein Herz aufnehmen wolle. Ich weiß nicht einmal, wie klar in der Geschichte ausgedrückt war: »Das tat Jesus für dich.« Ich weiß nur, dass Mutter bei mir war und mir die Geschichte von Jesu Leiden vorlas und ich weinte, nicht so sehr wegen meiner Sünden, sondern wegen Jesu Leiden und was Menschen ihm angetan hatten. Es war ein Anfang! Aber diese Nähe zu Jesus blieb auch in den kommenden Jahren.

Auf der Hausschwelle

Es kam etwa so, wie meine Mutter es einige Monate zuvor vor ihrem inneren Auge gesehen hatte. Während einiger Wochen wurde mein jüngerer Bruder mein Führer, aber ich war nicht mehr blind!

Wenn meine ältere Schwester mit dem Ranzen auf dem Rücken in die Schule gegangen war, saßen wir beide oft noch eine Weile auf der Verandaschwelle in der Morgensonne. Ich quälte mich appetitlos damit ab, einen Apfel oder eine Banane hinunterzuschlucken, sodass mein Bruder in die Küche zurückging und fragte: »Mutti, muss Anni bedingtbedingt den Apfel essen?« Ja, sie musste ihn unbedingt essen!

Mein Bruder zeigte mir auch, was er in meiner Abwesenheit gelernt hatte. Er hatte sich selbst beigebracht, wie er auf originelle Weise seine Schnürsenkel binden konnte, was ich noch nicht konnte. Ich hatte ja ein halbes Jahr lang keine Schuhe gebraucht und gerade erst wieder gehen gelernt. Später ging er mit mir in den Garten um mir zu zeigen, was sich da alles verändert hatte. Die flachen Schwertlilienblätter säumten wie strenge Wächter rechts und links den Mittelweg. Er konnte mit einem Satz hinüber auf den Rasen springen. Ich dagegen war froh, dass ich gerade bis zum Sandkasten gehen konnte. Wir begannen wieder im geschützten Raum unseres Gartens miteinander zu spielen.

Von April bis Juni war mein Bruder glücklich mit mir als seiner Spielgefährtin. Ich war anregender für ihn als sein kleines zweijähriges Schwesterchen. Zu zweit hatten wir unerschöpfliche Ideen und waren beide gleich eifrig, sie auszuführen. Diese zwei Monate waren die Schwelle zwischen meiner frühen Kindheit und dem Schulbeginn.

Verspäteter Schulbeginn

Im Juni 1937 war es dann soweit, dass ich auch, wenn auch verspätet, eine bunte Schultüte bekam, den Ranzen aufsetzen und morgens mit meiner älteren Schwester zur Volks-

schule gehen konnte. Ich begann zwei Monate später als alle anderen Kinder, und dabei ist es geblieben bei sämtlichen Schulen, die ich besucht habe: Die Fürstin-Anna-Oberschule in Wernigerode, die Mittelschule in Hildesheim, das Töchterinstitut in Korntal, das Fröbelseminar in Stuttgart und das Goshen College in den USA: In allen Schulen habe ich wegen Krankheit oder Krieg oder Flucht stets etwas später als die anderen Schüler und Schülerinnen angefangen. So musste ich mich immer erst als »Neue« in eine bestehende Klassengemeinschaft einfinden. Das war nirgends leicht!

Ich ging aber gern zur Schule. Nur dass ich in der ersten Volksschulklasse »Anni-Maus« genannt wurde, gefiel mir nicht. Es gab zwei Annis in dieser Klasse und ich muss wohl recht klein und schmal ausgesehen haben! In den ersten Jahren hatte ich eine strenge, aber gerechte und verständnisvolle Lehrerin, die aus ihrem Christsein auch in der Nazizeit keinen Hehl machte. Aber später, während des Krieges, als viele jüngere Lehrer an die Front geschickt wurden, bekamen wir alte, zum Teil schon pensionsreife Lehrer, die einen veralteten Unterrichtsstil und verbrauchte Nerven hatten und in dem rauen Klima der Nazizeit recht grob mit uns umgingen, vor allem mit den Jungen.

Meine Gesundheit blieb angeschlagen. In jedem Frühling, wenn es draußen warm wurde, wenn Goldregen und Flieder im Garten zu blühen begannen und alles hinauslockte zum Spielen, brach die alte Tbc-Wunde an meiner Halsdrüse auf und ich musste wieder viel liegen. So fand ich meinen Weg in die Welt der Bücher. Alles was ich in diesen Schuljahren an echtem Erleben draußen entbehren musste, ersetzten mir Mutters Bücher. Sie gaben mir Flügel und nahmen mich mit in eine weite Welt ohne Grenzen.

Mutters Bücher

Mutter war die große Bücherleserin in der Familie. Sie kaufte unsere ersten Bilderbücher, noch ehe wir auf der Welt waren. Später schenkte sie uns ohne Bedenken Grimms, Andersens und Hauffs Märchen und auch Sagenbücher, obwohl Vater nichts von dieser Literaturgattung hielt. Es waren ja keine »wahren« Geschichten! Aber Mutter schenkte er zu jedem Geburtstag eine wertvolle Biographie und las ihr manchmal abends daraus vor, wenn Mutter vor dem Berg von ungestopften Strümpfen saß. Mein Bruder machte mit dem Bilderduden, den er fast auswendig kannte, seine ersten Leseversuche. Dazu waren die Bücherregale in unserem Haus voll von Sachbüchern, vor allem über Tiere und Vögel, sodass wir unseren Wissensdurst stillen konnten weit über das hinaus, was wir in der Schule lernten

Bücher von Schriftstellerinnen wie Johanna Spyri, Margarete Lenk und Agnes Sapper legten einen festen Grund literarischen Stils und ethischer, christlicher Werte in meinem Leben. Sie weckten mein Verständnis für manche geschichtlichen Epochen wie z. B. die Reformationszeit und den dreißigjährigen Krieg, lange bevor wir diese in der Schule durchnahmen. Sie füllten meinen Geist mit bunten, lebendigen Bildern, über die ich nachdenken konnte und die mich prägten. In einem Jahr, als wir vier Geschwister zur gleichen Zeit Windpocken hatten, saß Vater am Sonntag in unserem zum Krankenzimmer umfunktionierten Kinderzimmer und las uns Christina Roys Bücher »Der Knecht« und »Im Sonnenland« vor. Diese Bücher waren geistige und geistliche Nahrung für uns. Sie blieben für immer mit Vaters Liebe zu uns und mit seinem Vorlesestil verbunden.

Bald wuchs in mir der Wunsch, auch schreiben zu können und einen Beruf zu ergreifen, in dem ich mit Büchern umge-

hen würde. Buchhändlerin stand ganz vorne auf meiner Wunschliste

Wenn ich heute zurückdenke, dass ich während meiner Schulzeit nicht ein einziges schlechtes oder geschmackloses Buch in unseren Bücherregalen fand, keine einzige zweideutige oder anzügliche Zeitschrift herumlag, nichts, was uns schaden, aber viel, das uns aufbauen konnte, dann komme ich mir vor wie ein Mensch aus einer anderen Welt, verglichen mit der Welt der Kinder heute. Das Radio war gerade erst im Kommen, es gab kein Fernsehen, aber viel Zeit für Bücher.

Bill Wilson, der heute in New York City Sonntagsschule für Tausende von Ghetto-Kindern hält, wurde einmal vorgeworfen: »Du machst ja Gehirnwäsche mit deinen Kindern.« Worauf er erwiderte: »Ich wünschte, ich könnte es tun.« Er dachte an all den Schund und die Gewalttaten, die durch Fernsehen, Zeitschriften und auf den Straßen den Kindern täglich durch die Augen ins Gehirn drangen und ihr Weltbild formten.

Das wichtigste Buch

In Vaters und Mutters Leben, die ja beide Bibelschulen besucht hatten, nahm das Wort Gottes einen hohen Stellenwert ein. Es prägte ihr Denken und Handeln. Wir konnten als Kinder beobachten, wie sie sich danach ausrichteten, ihre Entscheidungen trafen und wie es sie in späteren Krisenjahren hindurch trug. Mutters Bibel hatte einige Bilder, die es mir schon als kleines Kind sehr antaten. Es gibt ein Schwarzweißfoto in unserer Familie, wo die Erwachsenen auf der abschüssigen Wiese im Garten Birnen auflesen,

während ich am Rand der Wiese sitze und Mutters Kinderbibel angucke.

Es lag meinen Eltern sehr am Herzen, dass wir schon als Kinder Zugang zur Bibel fänden. An einem ersten Adventssonntag, den die Eltern immer sehr feierlich gestalteten, fanden wir beiden Großen zu unserer Überraschung jede ein Neues Testament auf unserem Frühstückstisch. Das meiner Schwester hatte einen braunen, meins einen hellrosa Einband. Sie waren ausgestattet mit Bildern von Schnorr von Carolsfeld.

Als wir unserer Kinderbibel entwachsen waren suchte Mutter lange nach einem biblischen Vorlesebuch, das sich für ältere Kinder eignete. Sie korrespondierte persönlich mit Pfarrer Rüdiger Alberti, der wie auch unser Vater als Soldat an der Front diente. Er war der Verfasser eines Buches mit biblischen Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament für ältere Kinder. Sein Erzählbuch wurde während der ganzen Kriegsjahre unsere Abendlektüre. Und wenn wir es fertig gelesen hatten, fingen wir wieder vorne an.

Noch später gingen wir dazu über, spannende und gut verständliche Geschichten direkt aus der Bibel zu lesen. Ich entsinne mich an einen Sommerabend, an dem wir alle um unseren kleinen Küchentisch saßen. Die Abendsonne fiel ins Küchenfenster und wir lasen das Buch Esther.

Unsere Eltern legten unserem Familienleben biblische Prinzipien zugrunde. Man lebte einfach so, und wir merkten erst später, dass man auch anders leben konnte. Eines Tages kam meine ältere Schwester von einer Klassenkameradin zurück, wohin sie zum Mittagessen eingeladen worden war. Sie berichtete: «Mutti, dort beten sie nicht vor dem Essen. Ich habe meine Freundin gefragt, warum nicht. Da sagte sie,

ihr Vater sei immer so hungrig wenn er heimkäme; er könne nicht warten, bis sie gebetet hätten.»

Der Sonntag

Das Gebot »Du sollst den Feiertag heiligen« war den Eltern schon in ihrer Heimat in der Ukraine tief eingeprägt worden. Es wurde auch in unserer Familie befolgt, aber ohne gesetzlich zu werden. Der Sonntag war der schönste Tag der Woche. Am Sonntag war alles anders.

Es begann damit, dass nach dem Samstag-Saubermachen, das ich hasste, das Sonntagsessen vorbereitet und das Sonntagsgebäck in den Ofen geschoben wurde. Wir alle besaßen Sonntagskleider und -strümpfe, die am Vorabend bereitlegt wurden, auch die Schuhe wurden geputzt, nachdem die Straße vor dem Haus und die Gartenwege gefegt worden waren.

Am Sonntagmorgen wurde im Gegensatz zum Alltag eine Kaffeedecke aufgelegt und dann kam das Sonntagsgeschirr aus dem Schrank. Sonntag war der einzige Tag, an dem wir Zucker in den Kaffee nehmen durften. Auf dem Tisch stand Erdbeer-Rhabarber-Marmelade, die wir nur am Sonntag aßen. Die Eltern gingen zum Hauptgottesdienst in die Kirche und wir zum Kindergottesdienst. Nach dem Mittagessen legte Mutter eine Pause ein und Vater wusch Geschirr ab, während wir abtrockneten. Dabei erzählte er uns aus seiner Kindheit in Russland. Weil Vater sonst eher still war, immer tätig in seinem Büro oder im Garten, waren diese Stunden des gemeinsamen Abwaschs etwas ganz besonderes. Durch Vaters Erzählen lernten wir auch unsere Verwandten in Russland kennen, obwohl wir nur die wenigsten von ihnen zu Gesicht bekommen haben.

Am Nachmittag waren manchmal Gäste eingeladen. Bei gutem Wetter trugen wir die Tablette mit Kaffeegeschirr, Kaffee, Milch und Kuchen durch den ganzen Garten zum »Brockenblick« hinauf oder noch weiter in die untere Laube, wo man so schön im Schatten sitzen konnte. Wenn wir keine Gäste erwarteten, gingen wir im nahe gelegenen Wald spazieren. Und wenn es regnete, war es auch kein Unglück. Wir hatten ein Spiel, das nur am Sonntag aus dem Schrank kam, und die Eltern, wenigstens Mutter, spielten mit uns. Oder wir warfen Bilder mit der Laterna Magica an die Wand.

Vom Feiern des Sonntags ist bis heute ein Glanz in meinem Herzen zurückgeblieben. Am Sonntag konnten wir Gottes Segen schmecken und fühlen! Und auch als die Organisation der Hitlerjugend ihre Hand auf diesen Tag legen wollte mit Filmprogrammen und Lagern, nahmen wir selten daran teil. Sonntag war Sonntag. Gott hatte diesen Tag zum Ruhetag bestimmt. Er hatte nach der Schöpfung an diesem Tag geruht und sich über alles gefreut, das er erschaffen hatte. Auch wir sollen uns an diesem Tag freuen über Gott und sein Wort, an der Natur, an unserer Gemeinschaft.

Gäste

Das Wort: »Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn dadurch haben manche ohne ihr Wissen Engel beherbergt« wurde uns Kindern nicht mit Worten, sondern durch die Gastfreundschaft unserer Eltern eingeprägt. Wie manche »Engel« sind bei uns ein- und ausgegangen! Oft waren es Menschen aus den östlichen Ländern wie Russland, Polen, Bulgarien oder Litauen, was mit der Arbeit meiner Eltern zusammenhing. Manchmal kamen auch Freunde aus Berlin, die sich im Harz erholen wollten. Einige zahlten

Mutter ein Kostgeld, andere nicht. Aber jedes Mal blieb ein Segen zurück. Mitgebrachte Süßigkeiten wanderten in eine wertvolle, von unserer Nenn-Omi ererbten Bonbonniere, aus der wir täglich nach dem Mittagessen etwas bekamen. Geldgeschenke wurden in der »Freudenkasse« angelegt. Bei der Planung unserer Ausflüge war ein wichtiger Faktor, wie viel Geld in der Freudenkasse war.

Aber auch Menschen, die zu jener Zeit keine Achtung genossen, durften zu uns kommen und sich zuhause fühlen. So haben wir einen französischen Gefangenen, der unsere Obstbäume okulierte, immer als Freund angesehen. Mein damals elfjähriger Bruder, der sich in Vaters Abwesenheit für unseren Garten verantwortlich fühlte, lernte von ihm das Okulieren.

Ich besinne mich an einen Winterabend, an dem in kleinen Gruppen russische und ukrainische Frauen zu uns ins Haus kamen, Christen, die Mutter irgendwo kennengelernt hatte. Sie waren zur Zwangsarbeit nach Deutschland gebracht worden und hatten wohl ab und zu am Abend Ausgang. Wir vergaßen alle Vorsicht und ließen sie ihre Lieder anstimmen. Am nächsten Morgen sahen wir viele Fußstapfen im Schnee vor unserem Wohnzimmerfenster. Die Nachbarn hatten zugehört, aber niemand zeigte uns an. Eine Nachbarin fragte Mutter: »Wann kommen die denn wieder und singen?«

General Benua

Was es hieß, dem Versprechen Freunden gegenüber treu zu bleiben lernten wir durch unsere Beziehung zu dem alten russischen General Benua, der mit seiner Frau nach Deutschland emigriert war. Als sie im Sterben lag, bat sie

meine Eltern: »Vergesst mir mein Alterchen nicht!«. Vater und Mutter versprochen es ihr und wir haben das Versprechen als Familie gehalten! Jahr für Jahr brachten wir dem alten, einsam gewordenen General an besonderen Tagen russisches Essen, das Mutter gekocht hatte, oder russisches Gebäck in seine ärmliche Behausung. Später wurde er in ein Altersstift verlegt. Bei einem Bombenangriff auf Wernigerode wurde dieses Stift schwer getroffen. Mutter ging selbst durch die Reihen der in einer Turnhalle aufgebahrten Leichen, um ihn, sollte er unter ihnen sein, zu identifizieren. Er war aber zur Zeit des Angriffs bei einem Freund auf Besuch gewesen! Als er später starb, wusste er, der nach dem Tod seiner Frau mutterseelenallein in der Fremde gewesen wäre, dass er eine Familie gehabt hatte: Uns!

»Mutti, sind wir reich?«

Diese Frage stellte ich Mutter eines Tages. Sie war wohl recht verblüfft, aber dann sagte sie spontan: »Ja, wir sind reich!« Ich war zufrieden, denn ich war auch davon überzeugt. Niemand in der Nachbarschaft hatte einen Garten wie wir. Dank Mutters Fleiß an der Nähmaschine waren wir meistens auch hübscher angezogen als die anderen Kinder auf unserer Straße, von denen viele aus Arbeiterfamilien kamen. Und niemand hatte so viele Bücher wie wir!

»Sind wir reich?« Die Frage hätte mit einem »Nein« beantwortet werden müssen wenn sie gelautet hätte: »Haben wir viel Geld?« Mutter brauchte nur an die mit Stoff überzogenen Apfelsinenkisten im Schlafzimmer zu denken, die die Nachttische abgaben, und an manches andere Improvisierte in unserem Haushalt. Die Eltern waren fest überzeugt, daß Gott uns täglich mit allem versorgte, was wir zum Leben brauchten.

Ein Beweis dafür waren Haus und Garten. Als die Eltern einfach keine Wohnung gefunden hatten, die groß genug für eine kinderreiche Familie gewesen wäre und zugleich von dem kleinen Gehalt eines Missionssekretärs hätte bezahlt werden können, lenkte Gott ihre Aufmerksamkeit auf ein Anwesen in Hasserode. Es sollte der Alterssitz der Familie aus Süddeutschland werden, die uns ihr Haus für 13 Jahre vermietet hatte. Ihnen ging es nicht so sehr um einen hohen Mietpreis als darum, dass verlässliche Leute Haus und Garten verwalteten und in Stand hielten, bis sie nach dreizehn Jahren selbst einziehen würden. Wir zahlten einen erstaunlich niedrigen Mietpreis. Dreizehn Jahre lang waren dies Haus und sein Garten unser Kinderparadies. Als die dreizehn Jahre um waren, mussten wir nach Westdeutschland flüchten. Haus und Garten wurden daraufhin zunächst einer Familie zugewiesen, die gerade aus dem Konzentrationslager entlassen worden war. Die Besitzer wollten sowieso nicht in die russische Zone ziehen.

Ja, Gott versorgte uns mit dem, was wir brauchten. Aus dieser Erfahrung kam die Freiheit, an andere weiterzugeben, auch wenn es zu Hause knapp war. Oft erlebten wir, dass das, was wir weitergaben, auf geheimnisvolle Weise wieder zu uns zurückfloss. Daraus erwuchs Sorglosigkeit. Wir waren nicht reich und waren doch reich. Dass man mit wenigem nicht nur zufrieden sein konnte, sondern dass sich soviel damit anfangen ließ, weil Liebe erfinderisch macht, war ein weiteres Lebensprinzip, das sich mir tief einprägte. Als Vater starb, fanden wir in seinem Geldbeutel einen Pfennig. Er hatte nicht viel für sich gebraucht, aber gab freizügig, wenn er eine Not sah. Bei uns verwaltete Mutter die Kasse. Sie hatte den besseren Überblick über die Bedürfnisse unserer großen Familie und konnte gut rechnen.

MEHR VON ANNI DYCK

NEUFELD VERLAG



Gute Worte sind Bäume ins Erdreich des Herzens gepflanzt

Sätze, die mein Leben prägten

Es gibt Sätze, die unser Leben zerstören können. Und es gibt Sätze, die aufhorchen lassen, Richtung weisen, zum Guten verändern, vor Irrwegen bewahren. Anni Dyck erzählt in diesem Buch von der Wirkung solcher ermutigenden und hilfreichen Worte in ihrem Leben. Empfangen von Freunden, von Kritikern, aus Gottes Wort und manchmal auch direkt aus seinem persönlichen Reden.

Entstanden ist so nicht nur ein lebendiges und persönliches Stück Missions- und Reich-Gottes-Geschichte aus über 50 Jahren, sondern auch eine Anregung, selbst über Sätze nachzudenken, die das eigene Leben geprägt haben.

Ein ehrliches und lebensnahes Buch, das Mut macht, Gottes lebendiges Wort ganz persönlich zu hören, sein Reden ernst zu nehmen und sich seiner Leitung anzuvertrauen.

»Wer Lebensfreude gewinnen will, der greife zu diesem Buch.«

Zeitschrift Lebenslauf

176 Seiten, gebunden, Format 13,5 x 21 cm

Bestell-Nummer 588 744, ISBN 978-3-86256-011-0

Neufeld Verlag, Schwarzenfeld 2011